Nr. 559. XXX. Jahrgang. **Abend-Ausgabe.** Sonnabend, 2. November 1901.

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung

Eine Milliarde Mark jährliche Brodvertheuerung!

Herr Professor Ruhland, die wissenschaftliche Leuchte unserer Bündler, hat, wie unsere Leser wissen, in seiner Zeitung „Der Getreidemarkt" eine Erntestatistik aufgemacht, nach welcher für das laufende Erntejahr 3 Millionen Tonnen Weizen und 1 Million Tonnen Roggen nach Deutschland eingeführt werden müssen, um den Bedarf zu decken.

Wir wollen ganz dahingestellt sein lassen, inwieweit diese Berechnung im Einzelnen durch die Thatsachen ihre Bestätigung finden wird. Im Großen und Ganzen dürfte sie das Richtige treffen. Für unsere Zwecke genügt der Hinweis darauf, daß die bündlerische „Deutsche Tagesztg." die Statistik Ruhlands für so zutreffend hält, daß sie ihren Freunden sehr dringend ans Herz legt, auf den „Getreidemarkt" zu abonniren. Die Bündler werden also, wenn wir auf der Basis der Ruhlandschen Ziffern einen Beweis vorführen, der ihnen etwas unangenehm sein dürfte, die Grundlagen unserer Beweisführung nicht angreifen können.

Rechnen wir also mit den Zahlen Ruhlands! Wir bedürfen einer Einfuhr an Roggen von 1 Million Tonnen. Bei dem gegenwärtig geltenden Vertragszoll von 35 Mark pro Tonne würde die Summe des Zolles, der in die Staatskasse fließt, und um den den Konsumenten das Brod vertheuert würde, sich auf 35 Millionen Mark belaufen. Bei einer nothwendigen Einfuhr von 3 Millionen Tonnen Weizen würde die entsprechende Summe 105 Millionen Mark betragen, zusammen also nur für Roggen und Weizen 140 Millionen Mark.

Erfahrungsgemäß aber erfüllt der Zoll den Zweck, den die Agrarier bei seiner Einführung verfolgten, ausgezeichnet: er vertheuert auch das im Inlande produzirte Getreide über den Weltmarktpreis hinaus um die Höhe des Zolles. Die Konsumenten müssen also unter der Herrschaft des Vertragszolles von 35 Mark — wenn wir vorläufig das Saatgut ꝛc. einmal aus dem Spiel lassen — bei einer Ernte von 2,470,000 Tonnen Weizen an die Getreide verkaufenden Großgrundbesitzer in diesem Jahre 86½ Millionen Mark mehr zahlen als den Weltmarktpreis, den die Konsumenten in anderen Ländern zahlen, und für Roggen bei einer Ernte von 8,145,500 Tonnen gar 285 Millionen Mark. Die Konsumenten zahlen also für Roggen und Weizen zusammen in diesem Erntejahr wegen des Zolles von 35 Mark gegenüber anderen Ländern mehr an die Staatskasse 140 Millionen Mark und an die Getreide produzirenden Großgrundbesitzer, wenn wir nunmehr einen entsprechenden Betrag für Saatgut ꝛc. absetzen, rund 350 Millionen Mark, im Ganzen also infolge des Zolles ca. 500 Millionen Mark mehr, als dem natürlichen Preise entspricht.

Daß die Brodesser, darunter also in erster Linie die Aermsten unter den Armen, in diesem Jahre gegen 500 Millionen Mark mehr für Brod ausgeben müssen, als der natürliche Preis beträgt, und davon ca. 350 Millionen Mark Tribut an die Großgrundbesitzer zahlen, das genügt unseren Bündlern noch nicht; sie fordern die Erhöhung des Zolles von 3½ Mark auf 7½ Mark.

Wir rechnen wieder mit den Zahlen Ruhlands und kommen zu folgenden Resultaten: Bei 75 Mark Zoll pro Tonne würde der Zoll für 1 Million Tonnen Roggen 75 Millionen Mark und für 3 Millionen Tonnen Weizen 225 Millionen Mark ausmachen. Die Staatskasse erhielte also statt 140 Millionen Mark 300 Millionen Mark Zoll für Roggen und Weizen.

Die Erhöhung des natürlichen Preises durch den Zoll zu Gunsten der Getreide verkaufenden Großgrundbesitzer aber beträge — immer nach den Ruhlandschen Zahlen — für 2,470,000 Tonnen deutsche Weizenernte 185¼ Millionen Mark und für 8,145,500 Tonnen Roggen fast 611 Millionen Mark, zusammen also rund 796 Millionen Mark. Hiervon wollen wir, weil man beim Saatgut, verfütterten Getreide ꝛc. natürlich nicht von Brodvertheuerung sprechen kann, den sicher viel zu hoch gegriffenen Betrag von 96 Millionen absetzen. Es bleiben dann immer noch 700 Millionen Mark Tribut an die Getreide produzirenden Großgrundbesitzer.

Wenn es nach dem Willen der Agrarier ginge, würden also in diesem Jahre die deutschen Brodesser **nur für Roggen und Weizen allein 1 Milliarde Mark mehr auszugeben** haben, als sie auszugeben hätten, wenn keine Getreidezölle bestünden.

Von diesen 1000 Millionen würden die Großgrundbesitzer 700 Millionen Mark erhalten, 300 Millionen würde das Reich für sich nehmen dürfen.

Und eine solche ungeheure Belastung der arbeitenden Klassen nennen die Herren, die den Muth haben, so hohe Zollsätze zu fordern, ungestüm als „das Mindeste", was sie brauchen, zu fordern, „Schutz der nationalen Arbeit"!

Die Münchener Nuntiatur.

Man schreibt uns aus katholischen Kreisen:

„Wer die kirchenpolitischen Vorgänge der letzten Jahre aufmerksam verfolgte, wird sich des Eindrucks nicht erwehren können, daß bei alledem eine treibende, aber nicht sehr geschickte Kraft thätig zu sein scheint. Wenn von Stellungnahme vatikanischer Kreise oder der Kurie selbst zu dieser oder jener brennenden Frage die Rede war, so mußten sich die Gedanken Einsichtiger unwillkürlich jener Stelle zuwenden, die zur Berichterstattung in deutschkirchlichen Angelegenheiten in erster Linie berufen ist — der Münchener Nuntiatur. Es hieße die Tragweite der in Frage stehenden politischen Interessen abschwächen, wollte man unerfreuliche Wahrnehmungen, die sich in letzter Zeit in dieser Hinsicht aufdrängten, mit Stillschweigen übergehen.

Es wird einer Regierung zu verargen sein, wenn sie sich nicht sehr angenehm berührt fühlt, Diplomaten bei sich akkreditirt zu sehen, denen jene Vertrautheit mit den politischen Verhältnissen des fraglichen Landes abgeht, die im Interesse der Aufrechterhaltung gedeihlicher Beziehungen der leitenden Faktoren unerläßlich ist. Begeht nun einmal eine fremde Macht in dieser Hinsicht einen Mißgriff, so wird dies zwar als Uebelstand empfunden werden, aber den Hauptschaden wird meistens die Regierung zu tragen haben, welche eine ungeeignete Persönlichkeit entsendet. Denn der Diplomat ist offiziell auf seine Berichterstattung und den direkten amtlichen Meinungsaustausch mit dem Leiter der auswärtigen Politik beschränkt, und wie ihn einerseits seine Exterritorialität nach außen schützt, so ist er auch streng an das Prinzip absoluter Nichtintervention in interne Angelegenheiten des Staates, bei dessen Regierung er beglaubigt ist, gebunden. Ein außerämtlicher Verkehr mit leitenden Stellen des Landes, außer der erwähnten, ist in jeder Hinsicht ausgeschlossen, und seine Thätigkeit stellt sich mithin als eine rein einseitige, von Minister zu Minister vermittelnde dar.

Wesentlich anderer Natur ist die Stellung eines apostolischen Nuntius: sie fällt ganz bedeutend aus dem Rahmen üblicher diplomatischer Reserve heraus. In der Person eines bevollmächtigten Geschäftsträgers des päpstlichen Stuhles vereinigen sich mit den diplomatischen auch hierarchische Qualitäten, die ihn in engste amtliche Fühlung und Beziehung zu den katholischen Würdenträgern des Landes bringen. Die Gefahr, die in dieser Union divergirender Machtbefugnisse in einer Person nicht nur für Staat, sondern auch für die Kirche selbst liegen, zeigen deutlich die Emser Punktationen von 1784, in denen die leitenden Mitglieder des deutschen Episkopates gegen die Errichtung der Münchener Nuntiatur protestirten — sie ward auch voll gewürdigt von der russischen Regierung anläßlich ihrer Stellungnahme zu der projektirten Neuerrichtung einer Nuntiatur in Petersburg mit Monsignore Tarnassi als erstem Inhaber.

Denn der Nuntius berichtet seinem Souverän nicht nur, daß X. oder Y. Bischof von Z., alle Würdenträger im eminent staatlichen Sinne, geworden sei — sondern er leitet den kanonischen Prozeß, der jeder Präkonisation (Jurisdiktionsertheilung) Roms vorauszugehen hat, ein, vor ihm findet die Aufschwörung und Vernehmung der Zeugen statt, welche über Vorleben, kirchliche Gesinnung und Tüchtigkeit eines „episcopus electus" auszusagen haben. Nicht nur daß Erlasse der Kurie, als Trägerin der absoluten Jurisdiktionsgewalt der Kirche, an den Episkopat auf seine Berichterstattung und Initiativ zurückzuführen sind — er ist auch delegirt zur Erledigung gewisser kanonischer Rechtsstreite. Der Tadel, den das Münchener Metropolitankapitel jüngst wegen zu milder Praxis in der Mischehenfragen erhielt, und der seine Wirkungen beim rigorosen Vorgehen des Ordinariates anläßlich der Beerdigung des Generals v. Lobenhöffer zeigte, resultirt ebenso gut aus Berichten der Nuntiatur wie die ablehnende Stellungnahme des Vatikans in den Straßburg-Metzer Fragen, und schon wieder scheint die Kurie in der Affäre Spahn herzlich schlecht berathen gewesen zu sein.

Diese wenigen Hinweise dürften genügen, um die exzeptionelle Position, die der päpstliche Diplomat unter Seinesgleichen einnimmt, zu charakterisiren. Es wird angesichts dessen aber auch der Wunsch als berechtigt erscheinen, die bayerische Regierung möge sich, sobald sie sich mit der Frage der Akkreditirung eines Nachfolgers des so erstaunlich rasch erkrankten Monsignore Samburetti befaßt, von der Anschauung leiten lassen, daß deutschen und bayerischen Interessen schlecht gedient wäre mit der Acceptation eines Prälaten, der den deutschen Verhältnissen und ihrer Eigenart hinsichtlich der Parität, des akademischen und wissenschaftlichen Lebens wieder mit jenem durch keine Fachtenntniß getrübten Blicke gegenübertrete, der eine fast als berechtigt betrachtete Eigenart der letzten Inhaber des Münchener Postens bildete. Die Konflikte konfessioneller Natur spitzen sich zu stark zu, die Machtfrage zwischen Staatsthum und Kirchenthum tritt zu aktuell in den Vordergrund, um nicht den lebhaften Wunsch nach einem Manne rege werden zu lassen, dessen bisherige Vergangenheit dafür bürgt, daß er sich hinreichende Elastizität des politischen Urtheils bewahrt hat, um den ganz einzigartigen Anforderungen der Münchener Nuntiatur in Deutschland von 1871 gerecht zu werden."

---

* Die **„Akadem. Blätter"**, das Organ des „Vereins deutscher Studenten", antworten auf die Angriffe der „Kreuzztg." und der „Dtsch. Tagesztg." wegen eines in der letzten Nummer des studentischen Organs enthaltenen **antiagrarischen Artikels.** Auf die Vorhaltung der „Kreuzztg.", der Verein deutscher Studenten solle sich mit „konkreten politischen Fragen" überhaupt nicht befassen und sich auf die „Pflege nationaler und königstreuer Gesinnung" beschränken, ertheilt die Redaktion der „Akad. Blätter" dem konservativen Blatte folgende nicht üble Lektion:

„Sollen wir uns etwa auf die Pflege dessen beschränken, was man mit Recht als „Hurrahpatriotismus", als Appell an die Empfindung ohne tieferes Denken über die Dinge bezeichnen könnte? Sollen wir es unseren Kommilitonen von demokratischer, freisinniger oder sozialistischer Richtung überlassen, ihrerseits die nationalen und politischen Fragen durchzudenken und sich zu wohlgerüsteten Kämpfern für antinationale Politik heranzubilden, während wir uns auf Mensuren und Bier beschränken??"

Zum Schlusse verwahrt sich das Organ des Vereins deutscher Studenten ganz energisch gegen die Drohung der „Kreuzztg.", daß die hervorragenden konservativen Parlamentarier, Militärs und Civilbeamten, deren Unterstützung wesentlich zu dem Emporblühen des Vereins beigetragen habe, in Zukunft zu dem Verein eine andere Haltung einnehmen müßten.

„Das war," erklärt die Redaktion der „Akad. Bl.", „auf jeden Fall der falscheste Weg, für ihre Sache zu wirken. Das sollte sie (die „Kreuzztg.") doch wissen: daß, wenn wir genöthigt werden sollten, zu wählen zwischen der Gesinnschaft einer Partei und unserer Unabhängigkeit, die Entscheidung für die letztere fallen würde."

Die Frau am Herde.

Von [Nachdruck verboten.]

Dagobert von Gerhardt-Amyntor.

Man verwundert sich des öfteren, daß in unserer Zeit die Ehen so auffällig abnehmen. Der Tagearbeiter, der Handwerker heirathen noch, da sie ohne ein mitverdienendes Weib sich nur sehr schwer und sehr ungemüthlich durch die Welt schlagen können; aber unter den höheren Beamten und Militärs, unter wohlhabenden Landwirthen, Künstlern und Rentnern findet man hartnäckige Hagestolze, die mit Leichtigkeit ein Ehegespons ernähren und eine Familie gründen könnten, es aber trotz alledem nicht über sich gewinnen, der süßen Freiheit des Junggesellendaseins Valet zu sagen.

Man hat allerlei Untugenden des weiblichen Geschlechts für diese auffällige Erscheinung verantwortlich machen wollen; besonders hat man die Putzsucht und Modetollheit vieler Evastöchter als Grund für die wachsende Zahl der alten Junggesellen angeführt, denn, so argumentirt man, ein Mann will lieber eine gewisse Behaglichkeit im Hause und die pflegende sanfte Hand auf einem etwaigen Krankenlager entbehren, als sich durch den Toilettenaufwand und die Vergnügungs- und Putzsucht einer Ehefrau zu Grunde richten lassen.

Es mag ja wohl hier und da solche Annahme gerechtfertigt sein, aber im Allgemeinen wird dadurch die Ehescheu gerade in unseren besser gestellten Kreisen nicht erklärt; es giebt noch andere Gründe, warum die Zahl der Hagestolzen alljährlich steigt, und einer dieser Gründe, vielleicht der stärkste und entscheidende, ist die Thatsache, daß unsere Damen . . .

Hier stocke ich schon. Ich habe wirklich eine gewisse Scheu, das auszusprechen, was ich nach langer Beobachtung und scharfem Nachdenken als richtig erkannt zu haben glaube. Schon höre ich den Eumenidenchor gereizter Ehefrauen und zürnender Mütter heirathsfähiger Töchter: „Was? das verlangen Sie von uns? Auf diese tiefe gesellschaftliche Stufe wollen Sie die Frau wieder hinabdrücken, die eben erst den siegreichen Aufstieg begonnen hat und nun durch die Reformgymnasien und Universitäten zu den höchsten Zielen männlichen Ehrgeizes und männlicher Schaffenskraft erfolgreich emporklimmt? Das Weib soll also nach Ihrer Ansicht wieder Hausslavin werden und am Kochtopfe den herrlichen Beruf vergessen, zu dem auch sie von Gott erschaffen worden ist? u. s. w. u. s. w."

Ja, meine hochverehrten Damen, Sie haben mich doch wohl gründlich falsch verstanden, wenn Sie meinen, ich wollte die Frau Geheimräthin und die Frau Kommerzienräthin zur Köchin degradiren, aber da es nun einmal doch heraus ist, so wiederhole ich meine wohlbegründete Ansicht: die Ehen nehmen thatsächlich im selben Verhältniß ab, in dem die Unwissenheit unserer Damen in Küchenangelegenheiten zunimmt. Damit habe ich noch lange nicht behauptet, daß die Ehefrau ihre Aufgabe und Bestimmung gerade nur als Köchin zu erfüllen habe; sie soll aber das Kochen gründlich verstehen und befähigt sein, wenn es einmal nicht anders geht, den Kochlöffel auch selber in die Hand zu nehmen.

Die Küche von heute gleicht nicht mehr den Küchen vergangener Jahrhunderte; das, was früher roh empirisch zubereitet wurde, wird heute auf wissenschaftliche Weise behandelt; wenn früher nur die Zunge entschied, so sprechen heute eine vertiefere Naturkenntniß, die Hygiene und die Chemie bei der Bereitung der Speisen ihr gewichtiges Wörtlein mit. Von unserem modernen und fortgeschrittenen Standpunkte aus müssen wir die Küche unserer Ahnen als eine bedenkliche Sudelwerkstatt betrachten, während die Küche in einem vornehmen gutbürgerlichen Hause von heute einem chemischen Laboratorium gleicht oder doch wenigstens gleichen sollte. Das Kochen ist dadurch zu einem mehr wissenschaftlichen Akte oder auch zu einer Kunst geworden, die nur auf dem Nährboden einer erweiterten und vertieften Bildung gedeihen kann. Für Geld und gute Worte kann sich eine Hausfrau ja jederzeit eine „perfekte Köchin" leisten, wenn sie aber selbst nichts von der Küche versteht, wird man in ihrem Hause materiell nicht gerade am besten aufgehoben sein. Der Entwurf des täglichen Küchenzettels darf in einem verständig geleiteten Hause nicht einer gemietheten fremden Person überlassen werden; nur die Hausfrau, die die Geschmacksliebhabereien und den Gesundheitszustand aller Mitglieder ihres Kreises kennt, vermag die richtige und bekömmliche Auswahl der täglichen Speisen zu treffen. Soll sie aber dieses Amt umsichtig, sparsam und mit bestem Erfolge für das Wohlbefinden der Familie verrichten, so muß sie die Kunst des Kochens völlig beherrschen und Kenntniß von den jedesmaligen Vorräthen in Küche und Keller haben. Sie muß dann also, kurz gesagt, eine gute Köchin sein, wenn sie auch nicht nöthig hat, persönlich die Töpfe auf den Herd zu setzen. Selbst in den Häusern der Höchstbegüterten, in denen ein Küchenchef mit mehreren Unterköchen das tägliche Mahl bereitet, muß die Dame des Hauses die Kunst des Kochens verstehen, wenn sie ihr körperliches Wohl und das ihrer Lieben nicht gänzlich den Händen eines bezahlten Kochs anvertrauen und dazu noch in der schamlosesten Weise betrogen werden will.

Man ersieht schon hieraus, daß das Verständniß von der Küche durchaus nichts Untergeordnetes und eine Hausfrau Herabsetzendes ist; im Gegentheil, eine sichere, auf wissenschaftlicher Bildung beruhende Kenntniß von der allem zuträglichen Bereitungsart der Speisen und Getränke hebt eine Frau in den Augen jedes urtheilsfähigen Mannes, während